

Wolfgang Frühwald

Patmos und Namibia

Zum Werk Reiner Kunzes

Ein Wort Montaignes notiert Reiner Kunze am 30. Dezember 1992 in sein Tagebuch: „Bei dem, was ich mir ausborge, achte man darauf, ob ich zu wählen wußte, was meinen Gedanken ins Licht rückt. Denn ich lasse andere das sagen, was ich nicht so gut zu sagen vermag, manchmal aus Schwäche meiner Sprache, manchmal aus Schwäche meines Verstandes.“ Dieser listigen Rechtfertigung des Zitatstiles aber fügt der Zitatensucher, der Zitatenfinder und -entdecker Reiner Kunze noch einen dritten Grund hinzu: „Zuweilen ist es jedoch ratsam, andere auch das sagen zu lassen, was man selbst sagen könnte. Wer wider Götter streitet, muß Götter zu Hilfe rufen.“ Und so ruft er gegen eine sprachmüde Zeit, gegen ein alexandrinisch dem Kommentar und der Kritik stärker als dem Original hingegenbenes Geschlecht auch Friedrich Hölderlin zu Hilfe, dem er in einer Rede des Passauer Bibliotheksdirektors Jörg Kastner begegnet war: „Hölderlins Aufruf, daß ‚gepfleget werde der feste Buchstab‘ ... wird unhörbar.“

Es ist dies das bekannte Hölderlin-Wort aus der dem Landgrafen von Homburg gewidmeten Hymne „Patmos“ (1803), in der Hölderlin die eigene Poesie in die Tradition johanneischer Apokalyptik stellte. Johannes, der Evangelist, letzter überlebender Augenzeuge der Geschehnisse in Jerusalem, gibt, alt geworden, auf Patmos den sieben christlichen Gemeinden in der römischen Provinz Asien in der Bedrängnis der Verfolgung ein visionäres Vermächtnis: „Diese sind's, die gekommen sind aus großer Trübsal ... und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“ Auch wenn die überlieferte Identifikation dieser (apokalyptischen) Johannesfigur mit dem Evangelisten nur eine literarische Fiktion ist, so ist sie deshalb doch nicht weniger wirklich, und Hölderlin hat sich in seiner Hymne wohl auf diese Fiktion gestützt:

Wir haben gedient der Mutter Erd'
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,
Unwissend, der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepfleget werde
Der feste Buchstab, und Bestehendes gut
Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang.

Ich weiß nicht, ob Reiner Kunze das eigene Werk mit Bewußtheit in diese über Hölderlin vermittelte Auslegungstradition (der „tribulatio magna“, der „großen Be-

drängnis“) gestellt hat, doch wissen wir, daß er – unter Verweis auf Josef Brodsky – Bilder und Geschichten des Alten und des Neuen Testaments als „archetypische Situationen“ versteht, die den Vorstellungsraum des Dichters erweitern. Das Schlußzitat der Hymne „Patmos“ jedenfalls, das Lob des festen Buchstabens und der wahrhaft guten Deutung des Wirklichen, fügt sich dem Formwillen seines Werkes. Es ist angelegt, das Gespinst aus Lüge und Schein, das wir oftmals „Wirklichkeit“ nennen, zu durchstoßen. Vielleicht ist es also eine sehr persönliche Wahrnehmung, wenn ich meine, daß Reiner Kunze, der am Ende großer Bedrängnis, seit der Ausreise aus der DDR am 13. April 1977, langsam zur Ruhe gekommen war, der Heimat gefunden und sich so in sich selbst (und in der Liebe seiner Frau) befestigt hatte, daß sogar die lebensbedrohende Krankheit zum Stillstand gekommen war, heute, mit 65 Jahren, ein anderer ist – natürlich kein anderer Mensch, aber ein anderer Schriftsteller.

Wir haben zwölf Jahre gewartet, ehe nach seinem letzten Gedichtband „eines jeden einziges leben“ (1986) im Jahre 1998 ein neuer Gedichtband erschienen ist: „ein tag auf dieser erde“, der bei aller Vertrautheit des Tones und der sprachlichen Mittel doch ein anderes Verhältnis zur Wirklichkeit belegt als die vorausgehende Lyrik. Die andrängende Erinnerung der *wunder-baren* Jahre, auch und gerade die durch Drohbriefe und Morddrohungen aufdringlich erneuerte Erinnerung an jenes Gespinst aus Verfolgung und Gewalt, welches das Leben verfinstert hatte, ist nicht mehr abzuweisen. So hat Reiner Kunze Bertolt Brechts Gedicht „Besuch bei den verbannten Dichtern“ gleichsam in die Gegenwart verlängert:

Der fluß Lethe ist gefroren, rufst du,
die zu lebzeit totgeschwiegnen dichter
sind nun auf dem weg!

Und stärker als jemals zuvor erscheinen in diesem Band jene zwei den Menschen erst zum Menschen machenden Bestimmungen: die Fähigkeit zur Freude am Schönen und, damit innig verschwistert, die Reflexion des eigenen Endes:

Wesen bist du unter wesen
Nur daß du hängst am schönen
und *weißt*, du mußt
davon.

Unter allen stammesgeschichtlichen Merkmalen des Homo sapiens ist ja das *Bewußtsein* eigener Vergänglichkeit, belegt durch Bestattungsrituale und urgeschichtliche Grabbeigaben, ebenso eigentümlich „menschlich“ wie das Talent zum Schönen. Durch kunstvolle, funktionsgerechte Bauten, so lautet eine oft wiederholte These, unterscheide sich der Mensch von seinen Vorfahren im Reich der Tiere. Kunstvoll und funktionsgerecht – dies ist die Antithese – baue auch der Biber. Aber – so die Synthese – es sei nicht vorstellbar, daß er nach Fertigstellung seines Hauses eine Seerose pflückt, sie auf die Schwelle seines Hauses legt und sich daran freut.

Porträt eines Lebens unter staatlichem Zwang

Zwischen den beiden genannten Gedichtbänden, zwischen 1986 und 1998, liegt bekanntlich die Implosion des Sowjetimperiums, liegt die Öffnung der Grenzen und das Zerreißen jenes Schleiers der Ungewißheit, der im Zwielficht von Freundschaft und Verrat gelegentlich auch gnädige Illusionen am Leben gehalten hat. Kaum eine Familie in Deutschland hat das plötzliche Licht der Freiheit ähnlich grell getroffen wie Reiner Kunze und seine Familie. Eines Tages im Jahre 1990, erzählte mir Reiner Kunze, sei an seinem Gartentor in Erlau ein Fremder gestanden, längere Zeit, ohne zu klopfen oder zu läuten. Elisabeth Kunze hat ihn schließlich ins Haus gebeten, etwas zögernd und widerstrebend – Verfolgung macht vorsichtig. Er sei aus Greiz, stellte sich der Fremde vor, er habe Reiner Kunzes „Stasi-Akte“ gefunden, ob Herr Kunze sie lesen wolle?

Zwölf Ordner umfaßt diese Akte, mit 3491 Blättern, säuberlich über alles berichtend, was sich vom 6. September 1968 bis zum 4. Mai 1977 im lückenlos ausespionierten Alltag weniger Menschen ereignet hat. Jede Eintragung für sich genommen erscheint heute eher naiv und das in die Zimmerwand des Nachbarn gebohrte Loch zur Beobachtung des Familienlebens der Kunzes ernüchtert die romanhaften Vorstellungen unserer von Richtmikrofonen und Hochtechnologie stimulierten Phantasie. Zusammen aber ergeben alle diese sogenannten „operativen“ Vorgänge ein dichtes Netz aus Verdächtigung, Lüge und Verrat, darauf ausgelegt, die Opfer psychisch und physisch zu ersticken. „Deckname ‚Lyrik‘. Eine Dokumentation“ ist das im Dezember 1990 erschienene Buch überschrieben, in dem Reiner Kunze, fast gegen seinen Willen, zum sozialkritischen Dokumentaristen wurde. Es hat ein politisches Erdbeben ausgelöst, doch kann seit seinem Erscheinen niemand mehr sagen, er wisse nicht, welches die Methoden des SED-Staates waren, wie subtil und konsequent er Gewalt gegen jene ausgeübt hat, die seinen Parteidirektiven nicht zu folgen vermochten und nicht folgen wollten.

„Am meisten erschüttert die Zerstörung und der Verschleiß menschlicher Gefühle“, sagte Bärbel Bohley, und Reiner Kunze zitiert dieses Wort im Tagebuch des Jahres 1992 am 20. August.

„Hier sind Verrat, Lüge, Untreue, Heimlichkeit, Hochmut, Überheblichkeit, die Lust auf Macht und die Kriecherei, die Angst und die Feigheit belohnt worden ... Lange habe ich geglaubt, daß die DDR zu reformieren sei. Erst die Akteneinsicht hat mich endgültig von diesen Träumen befreit. Ein Staat, der in immer größerem Maße die schlechten Eigenschaften der Menschen als Grundlage seines Bestehens braucht, ist zum Untergang verurteilt.“

Jener Staat, der Verratsnetze knüpfte, um seine tatsächlichen oder seine eingebildeten Gegner darin zu fangen, ist in dem selbstgeflochtenen Netz erstickt. Für den einzelnen aber, auch wenn er schließlich diesen Schlingen entronnen ist, bedeutet die Beschreibung dieses Netzmusters die nochmalige gnadenlose Konfron-

tation mit einer von Menschen ersonnenen Verfolgung, deren Methode und Konsequenz nicht einmal jene für möglich gehalten haben, die unter ihr gelitten haben. Reiner Kunze sind nach der Lektüre der Akten nur noch wenige Freunde geblieben, diese wenigen stehen ihm seither näher.

Zum Dokumentaristen also ist Reiner Kunze, ohne den Vorsatz dazu, geworden, das heißt die Auswahl, die Anordnung und die karge Erläuterung der Dokumente ergeben, ohne Verfälschung der Wirklichkeit, nicht nur das Porträt eines „Stasi“ genannten Gespenstes, sondern auch das Porträt eines Lebens unter staatlichem Zwang, das sich im Ringen mit diesem Gespenst behauptet und dabei Einsicht in eine fast surreale Realität gewinnt, also Wahrheit sieht und Glaubwürdigkeit gewinnt. Kein Wunder, daß dieser Dokumentation im Abstand weniger Jahre das Tagebuch des Jahres 1992 folgte. „Am Sonnenhang. Tagebuch eines Jahres“ erschien 1993 und wurde wegen der im Titel ambivalent verwendeten Adresse des Erlauer Hauses oft idyllisch mißdeutet. Dabei enthält es schon in den Vorbemerkungen jenes Diktum von Albert Camus, welches für Reiner Kunze die Brücke zwischen der politischen, der sozialen und der ästhetischen Realität baut:

„Mit vierzig Jahren klagt man nicht mehr laut über das Böse, man kennt es und kämpft gemäß seiner Schuldigkeit. Dann kann man sich dem Schaffen zuwenden, ohne irgend etwas zu vergessen.“

„Mit sechzig“, fügt Reiner Kunze hinzu, „gilt das doppelt.“ Sich „dem Schaffen“, der Literatur zuzuwenden, ohne das Zeitgeschehen, ohne die „tribulatio magna“ zu vergessen, am Schönen zu hängen, auch und gerade in dem Jahr, in dem in Deutschland die Asylbewerberheime brennen, in dem die kalkulierten Massenvergewaltigungen muslimischer Frauen in Bosnien bezeugt sind, in dem das Gespenst der „Staatssicherheit“ – im Prozeß Hermann Kants gegen Reiner Kunzes Buch „Deckname ‚Lyrik‘“ – nochmals aus dem Schatten tritt, in dem die Stagnation der konsequenten Europäisierung Deutschlands kenntlich wird, bedarf der Rechtfertigung, auch vor sich selbst. Im vorausgehenden Jahr schon, 1991, hatte Reiner Kunze in seinem (für mich bisher schönsten) Kinderbuch „Wohin der Schlaf sich schlafen legt“ eine fast ironische Antwort auf die alte Frage nach dem Verhältnis des Sozialen zum Ästhetischen gegeben:

Ein blaues Pferd und ein blaues Klavier
waren gemalt auf graues Papier
und dachten, ach, wie ist
die Umgebung trist.

Und dachten sich auf gelbes Papier –
das blaue Pferd und das blaue Klavier.
So diente die triste Umgebung
der Phantasie zur Belebung.

Adornos Widerruf

Im Tagebuch des Schicksalsjahres 1992 aber – und wie sehr dieses Jahr ein deutsches Schicksalsjahr war, werden wir alle vielleicht aus längerem Abstand Reiner Kunze einmal zugestehen müssen – ist die Frage nach dem Verhältnis des Schönen zum Entsetzen in der Freude über den Fund von Theodor W. Adornos Widerruf seines berühmten Wortes zu erkennen, daß nach Auschwitz keine Gedichte mehr geschrieben werden könnten. Reiner Kunze findet diesen Widerruf zitiert, und da er weiß, daß das Böse und das Gute Elemente der einen, unteilbaren Wirklichkeit sind, weiß er auch, daß der lange Schatten, den der Völkermord wirft, das aktuelle Leid nicht tilgt, sondern es vor dem Abgrund des *möglichen* Schmerzes nur um so schärfer konturiert:

„Adorno 1966: Das perennierende Leiden hat so viel Recht auf Ausdruck wie der Gemartete zu brüllen; darum mag falsch gewesen sein, nach Auschwitz ließe kein Gedicht mehr sich schreiben.“

Doch unter der Perspektive des sprachlos machenden Massenmordes, wie unter der des „perennierenden Leidens“ verwandelt sich auch das Gesicht des Schönen. Der Beitrag des Schönen zur Wirklichkeit wird mißtrauischer gesehen, selbst das Märchen entfremdet sich den Kindern: .

„Julla Lepmann, deutsche Jüdin, 1936 nach England emigriert, 1945 Beraterin im amerikanischen Hauptquartier Bad Homburg, ... organisierte 1946 in München eine internationale Jugendbuchausstellung. Einmal, so die Organisatorin, habe sich ihr eine alte Dame mit einem Kind genähert und sie gefragt: ‚Gibt es ein Märchenbuch ohne Hänsel und Gretel?‘ Das sei eine seltsame Frage gewesen! ‚Die Eltern dieses Kindes‘, habe die Dame gesagt, ‚sind in Auschwitz umgekommen, die Gasöfen von Auschwitz, der Backofen der Hexe! Ich zittere vor dieser Gedankenverbindung. Das Kind war selbst im Lager und ist durch ein Wunder davongekommen!‘“

Der Gedankenfaden der Begegnung mit einer neuen Wirklichkeit, der Wirklichkeit des vereinten Deutschland, der jetzt vielpoligen Welt, in die das nicht getilgte Böse strömt und ästhetisch nur schwach gedämmt werden kann, ließe sich am Werk Reiner Kunzes leicht weiterspinnen. Auch in den genau komponierten Gesprächen 1977–1993 „Wo Freiheit ist ...“ (wieder dieser Zeitraum von der Vertreibung aus der DDR bis in die deutschen Schicksalsjahre 1992/93!) scheint er mir leitend zu sein. So könnte auch kenntlich werden, was den Visionär auf Patmos und seinen Interpreten, was Johannes und Friedrich Hölderlin mit Reiner Kunze verbindet. Die „Geheime Offenbarung“ ist – schon Romano Guardini hat dies festgestellt – nämlich weniger ein Buch des Schreckens und des Gerichtes als vielmehr ein Buch des Trostes, geschrieben in der Domitianischen Verfolgung, zur Zeit der Staatsvergottung, geschrieben für Menschen in großer Bedrängnis, die dem Göttlichkeitsgebot des Staates nicht folgen wollten. Erst aus dem Blick vom Rande der Welt her, vom altrömischen Verbannungsort Patmos aus, wird die Bedrängnis in der Endzeitvision sinnhaft, gerät auch große Dichtung in Zonen des Trostes. Die Verbindung von Apokalyptik und Trost, bei Johannes wie bei

Hölderlin, wird von einer neuen Perspektive auf eine neue Wirklichkeit gestiftet, von einem Blick, den ich seit 1990 auch bei Reiner Kunze zu finden meine. Sein Patmos, eher Zufluchts- als Verbannungsort, heißt – Namibia!

1994 lernte Reiner Kunze auf einer Lesereise (wo ihm, gespenstisch genug, in der Universität von Windhoek eine Reihe dorthin emigrierter ehemaliger DDR-Professoren zuhörte) die namibische Halbwüste kennen. Hier wollte er einige Zeit leben, hierher wollte er zurückkommen, hier meinte er, wieder zu sich selbst finden, das Unvergessene so weit in den Hintergrund drängen zu können, daß auch neue lyrische Texte möglich würden.

„Ich habe mich hierher zurückgezogen, um an Texten zu arbeiten, an die zu denken in den letzten Jahren unmöglich war. Aber die Wirklichkeit hier zieht mich in sich hinein.“

Ein neuer Himmel und eine neue Erde

So entsteht das 1996 erschienene Buch „Steine und Lieder. Namibische Notizen und Fotos“. In mehr als einem Sinn findet Reiner Kunze in diesem afrikanischen Land (wenn man das Trostwort des Apokalyptikers auf Patmos einmal so profan gebrauchen darf) einen neuen Himmel und eine neue Erde. Jetzt ist es ihm, als sei er an den Rand der Welt getreten, um von dort aus nicht nur das überzivilisierte Europa, sondern die Existenz des Menschen im Kampf mit einer kargen Natur zu verstehen. Steine, Pflanzen, Tiere, Menschen am Rande der Welt, am Rande ihrer Existenz und der Lebensmöglichkeiten hat er beobachtet. Nur eine einzige große Frage nämlich durchzieht dieses Buch und dieses ferne Land: „Wann endlich kommt der große lebenspendende Regen?“ Jener Regen, der die Lachen der Trübsal in die Wasser des Lebens verwandelt? In einer nachgetragenen Notiz erst werden die erlösenden Briefe zitiert:

„... möchte Ihnen noch schnell berichten, daß wir ... in Richtung Farm Gras durch Regen führen ... Die dicken wolkenbruchartigen Regen fanden offenbar im Westen statt, denn als wir am 16. 1. früh aufwachten, hörten wir ein gewaltiges Brausen. Von der Veranda aus sahen wir den Fischfluß, der weit über seine Ufer getreten war und in ganz ungewöhnlicher Breite ... vor unserem Haus vorbeifloß.“

Nicht nur eine neue Erde und einen neuen Himmel, des Tags und des Nachts, lernt Reiner Kunze in diesem Lande kennen, auch eine neue Sprache, die aus Schnalzlauten bestehende Sprache der Nama und der Damara, die Sprache dunkelhäutiger Menschen, die niemals „Danke“ sagen, weil man nach einem solchen abschließenden Wort sich nichts mehr schuldet, für die ein „Ja“ nicht bedeutet: „Ich verstehe“, sondern: „Ich höre dich ...“ So nähert sich Reiner Kunze dem Geheimnis dieser in der Halbwüste lebenden Menschen am Rande menschenmöglicher Existenz, dem Geheimnis von Menschen in großer Bedrängnis, nicht nur mit dem beschreibenden Wort, sondern auch mit der Kamera. Er photogra-

phiert und beschreibt Natur, schon damals einen Tag auf dieser Erde: Stein und Blume und Tier und Mensch. Vom Erlebnis dieses Landes her werden erst die Motti zum ersten Buch des jüngst publizierten Gedichtbandes plastisch:

„... ein Geborenwerden und ein Sterben und dazwischen die Schönheit und die Schwermut.
Albert Camus

Ich habe ein gutes Leben gelebt. Ich lebte zur Zeit der Bäume.
Paavo Haavikko“.

In diesem seinem Patmos war es Reiner Kunze wieder möglich, an Texte zu denken, die nicht allein das bedrängende Zeitgeschehen im fernen Europa beschreiben, an Gedichte statt an Tagebuch, Rede, Gespräch und Dokumentation. Jetzt tritt die europäisch-deutsche Bedrängnis in den Schatten der größeren, der existentiell-menschlichen Not, und nur eines bleibt auch hier von aller Erfahrung des gelebten Lebens, der Trost, den das genau bedachte, das wahre, das der Wirklichkeit nahe Wort spendet – in der Schnalzsprache der Nama ebenso wie in der Sprache Friedrich Hölderlins. Dieses Wort, vollendet im poetischen Gegenwort, erhält seine Kraft daraus, daß in ihm Trost und Schrecken zugleich enthalten sind, Anfang und Ende, Hoffnung und Untergang, Schönheit und Schwermut.

*

Als ich auf die folgende Briefstelle stieß, war mir, als sei sie ein Gruß Friedrich Hölderlins an Reiner Kunze, über zwei Jahrhunderte hinweg. „Eine lebendige Blume entstehet langsamer, als eine Blume von Taft“, schrieb Hölderlin an seinen Bruder Karl am 28. November 1778, „und so muß auch ein lebendiges Wort sich lang in unserer Brust bewegen, ehe es zum Vorschein kommt, und kann so haufenweise nicht sich geben, wie die Sachen, die man aus dem Ärmel schüttelt.“

Der vorstehende Text ist der der Laudatio, die ich auf Reiner Kunze bei der Verleihung des Friedrich-Hölderlin-Preises der Stadt Bad Homburg am 7. Juni 1999 im Kurtheater in Bad Homburg gehalten habe.